

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Februar / Hornung

Heft 2

Die Auflösung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum

Von Hans F. R. Günther

Aus dem soeben erschienenen Buch von Prof. Dr. Hans F. R. Günther, „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen“ (F. F. Lehmanns Verlag. Preis geb. 4.80 RM., in Leinen RM. 6.—) bringen wir mit freundlich gewährter Genehmigung des Verlanges den nachstehenden Abschnitt.

Im folgenden soll nicht untersucht werden, ob die kirchlichen Lehren, zu denen die Germanen bekehrt werden sollten, die rein erhaltene Lehre des Galiläers Jesus noch hinreichend darstellen konnten. Diese ursprüngliche Lehre wird, wie die wissenschaftliche Bibelkritik erwiesen hat, kaum je in zulänglicher Weise erfaßt werden können. Zu den Germanen kam das Christentum jedenfalls als eine im wesentlichen artfremde, morgenländische Lehre. Daß sie als eine Lehre für Morgenländer gedacht war, zeigt vielleicht schon das Wort Jesu, er sei nicht gekommen, das jüdische Gesetz aufzulösen, und mögen ferner solche Worte andeuten wie Matthäus 10, 5 und 6; 15, 24; 15, 26 — Worte, die besagen, daß Jesus sich mit seiner Verkündigung nur an die Juden wenden wollte. (Das Wort „Gehet hin und lehret alle Völker“ ist als unecht, als ein späterer Zusatz, erwiesen.) Die Frage der rassenfeindlichen Richtung des Christentums kann aber hier unerörtert bleiben, da nur betrachtet werden soll, wie die kirchlichen Lehren — die also keineswegs das gleiche sind, wie das ursprüngliche Christentum — seit dem Zeitalter der fränkischen Bekehrungskriege gegen das „heidnische“ Germanentum auf die germanische Rassenpflege eingewirkt haben müssen.

Da der Bekehrungseifer — Ereiferung für einen Glauben als eine morgenländische Erscheinung steht der kennzeichnend nordischen Duldsamkeit der indogermanischen Glaubensform gegenüber¹ — nach Möglichkeit alle Zeugnisse der „heidnischen“ Vergangenheit ausstilgte, sind über die Auswirkung des Zusammenstoßes der kirchlichen Lehren mit

¹ Vgl. Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934, S. 112; Günther, Frömmigkeit nordischer Artung, 1934, S. 35.

der germanischen Überlieferung auf die germanische Rassenpflege kaum Zeugnisse erhalten. Es muß daher eine grundsätzliche Gegenüberstellung beider Glaubenswelten im Hinblick auf diese Rassenpflege versucht werden, eine Gegenüberstellung, die bei gebotener Kürze etwas grob und schematisch ausfallen muß, zumal ja die Wirklichkeit des menschlichen Lebens auch Vorstellungen aus einander widersprechenden Geisteswelten miteinander zu den verschiedensten Ausgleichen verbinden kann. In Wirklichkeit geht ja der Kampf der bezeichneten Geisteswelten bis auf heute weiter, und das Christentum beider großen christlichen Bekenntnisse ist nicht mehr das den Germanen gepredigte Christentum des früheren Mittelalters und seiner Bekenner im damaligen „Rassenchaos“ der Mittelmeerländer.

Das mittelalterliche Christentum hat zunächst die Völkerver- und Rassen-schranke als gottwidrig bekämpft: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier“ — so Paulus im Galaterbriefe 3, 28. Das war gewiß im Hinblick auf jenseitige Werte gesagt: gegenüber Gott weder Jude noch Grieche, weder Freier noch Unfreier. Das Neue Testament ist auch gegenüber der Sklavenfrage gleichgültig, und zwar aus folgerichtigem Denken, denn alle irdischen Verhältnisse sind gegenüber den jenseitigen Werten ohne Bedeutung, höchstens daß Wohlhabenheit von den jenseitigen Werten abziehen kann. Ferner konnte die Sklavenfrage und Ständefrage keine Bedeutung erlangen in einem eschatologischen Jenseitsglauben, d. h. einem Glauben an ein baldiges Weltende und Hereinbrechen des Reiches Gottes. Als aber dieses Weltende sich nicht ereignete, wurde aus solchen Sätzen, wie Paulus sie ausgesprochen hatte, eine diesseitige Folgerung gezogen: die Aufhebung der Völker- und Rassenschranken, der Schranken zwischen Frei und Unfrei. Die Athener lehrte Paulus (Apostelgeschichte 17, 26), die Menschen seien alle aus einem Blute geschaffen: ex uno sanguine, wie die Vulgata übersetzte, deren Wortlaut durch die Befehrung im Abendlande für die Germanen zur verpflichtenden Heiligen Schrift wurde.

In Athen war diese Gleichheitsbotschaft keine neue Lehre, denn die späten Hellenen, ein wirres, entnordetes Rassengemisch, dachten größtenteils selbst so. Sie waren, wenigstens in den Städten, auch größtenteils Nachkommen von Sklaven der früheren, jetzt ausgestorbenen Hellenen und Nachkommen der zugewanderten Fremdstämmigen (Metaiten), und solche Bevölkerungen neigen immer zur Gleichheitslehre, die ihnen ihre Abstammung rechtfertigen oder verhüllen soll. Ebenso haben die Juden, aus deren Geistes-schulung Paulus stammte, in hellenistischer und römischer Zeit überall da gerne Gleichheitslehren verbreitet, wo ihnen noch ein überliefertes Artbewußtsein der anderen entgegenstand. Gerade an der Umdeutung eines Begriffes indogermanischer Prägung wie humanitas aus einem Zielbegriff der völkisch verstandenen Vollmenschlichkeit und Edelingsart¹ zum schlagwörtlichen Begriffe eines alle Abstammungsunterschiede aufhebenden „Menschheitsgedankens“ sind besonders Juden beteiligt gewesen. Das ex uno sanguine wurde nun aber den noch gänzlich in der rassentümlichen Überlieferung der Indogermanen lebenden Germanen gepredigt, und zwar als eine Glaubensverpflichtung, niedergeschrieben in der Heiligen Schrift.

Die rassistischen Folgen der Gleichheitslehre des mittelalterlichen Christentums — vorher möglichste Reinheit des nordisch-säsischen Rassengemischs der Germanen, nachher Vermischung mit dunklen, kurzköpfigen Bevölkerungen und mit der nicht-nordischen Knechtschicht — hat schon v. Höl der aus den Grabfunden erkannt: die rassistische Gleichförmigkeit der Skelette in den Reihengräbern der Germanen erklärte sich völlig aus den germanischen Ehegesetzen mit ihrem Verbot der Ehe zwischen Freien und Unfreien. v. Höl der weist dabei auf die Lex Frisionum (Tit. VI, § 1 und 2) hin; aber

¹ Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, Supplement-Band V, 1931, unter „humanitas“, Sp. 308.

alle germanischen Geseze, so fügt v. Hölde^r mit Recht hinzu, enthielten die gleichen Bestimmungen über Einhaltung der Rassenfchranken gegenüber den Unfreien, den *servi* und *ancillae*, wie sie in den lateinisch geschriebenen Gesezen heißen¹. Bis zum 9. Jahrhundert lasse sich die Eintheillichkeit der Reihengräberfellethe verfolgen, dann beginne sie zu schwinden. „In erster Linie war es der Sieg des Christentums, welcher die Vermischung in hohem Grade förderte.“

Die Grabfunde mögen wohl den Eindruck einer rasch vor sich gehenden Rassenkreuzung ergeben; aber wahrscheinlich hat, wie immer in solchen Fällen, die Überlieferung einer gewissen Rassentrennung, erst allmählich schwindend, noch einige Jahrhunderte fortgedauert, wenn auch die kirchlichen Lehren eine solche Trennung verwarfen. Zunächst könnte ja das Vorkommen nichtnordischer Formen in den Gräbern nur eine gleich sorgfältige Bestattung der freien wie der unfreien Schicht andeuten, während vorher nur die Freien sorgfältiger in den Reihengräbern bestattet worden waren. Auch v. Hölde^r vermutet einen solchen Vorgang vor der eigentlichen Rassenkreuzung: „Mit der Einführung des Christentums beginnt in allen Gräbern Deutschlands eine derartige Veränderung, welche nicht anders erklärt werden kann als dadurch, daß die längst neben dem reinen germanischen Typus als Hörige und Knechte vorhandenen Brachycephalen [Kurzköpfe] von da an allmählich nicht mehr getrennt begraben wurden.“ In vorchristlicher Zeit seien Unfreie und Landfremde abgesondert bestattet worden².

Die Kirche machte vielfach Unfreie zu Geistlichen, wodurch sie in den Stand der Freien erhoben wurden. Manche Bischöfe scheinen gerade Unfreie wegen deren größerer Befähigung in die Geistlichkeit aufgenommen zu haben. v. Hölde^r verweist für diese Annahme auf Kapitel 119 der Beschlüsse der Synode zu Aachen vom Jahre 816—17. Im Frankenreiche wurden die Priester hauptsächlich dem unfreien Stande entnommen, weil ein Freier nicht ohne Erlaubnis des Königs Priester werden durfte³. Im 11. und 12. Jahrhundert aber hat sich erst die Chelofsigkeit der niederen Geistlichen durchgesezt, wodurch die Fortpflanzung der in den Stand der Freien erhobenen Geschlechter wieder gehemmt wurde.

In Schweden und Norwegen ist in vielen Gebieten die Rassenfchranke zwischen Freien und Unfreien viel später als im südlicheren Germanien gefallen, weil das Christentum dort viel später eindrang. In Schweden gab es viele unfreie Knechte, die von Finnland her, aus Gebieten überwiegend nicht-nordischer Rasse, eingeführt worden waren. Die größte Zahl von Unfreien scheint Schweden um 1200 gehabt zu haben, wenn auch damals unter südlich-christlichem Einfluß schon viele Freilassungen stattgefunden hatten. Aber bis ins 14. Jahrhundert noch gab es in Schweden viele Unfreie, am meisten wohl in Uppland, der Landschaft gegenüber der finnischen Küste, in der durch den Siz des Königtums und die Güter der mächtigen Großbauern der Bedarf an Knechten größer war. Eben in manchen Gegenden der Landschaft Uppland finden sich aber heute verhältnismäßig viele kurzköpfige Menschen mit breiten Gesichtern, betonten Fochbeinen (Wadenknochen) und Zügen ostbaltischer Rasse, wie sie in Finnland häufiger sind. Als um 1200 und später die Unfreien in Schweden frei wurden, zogen diese Menschen, da es noch genug bebautes Land gab, in die unbauten und als unwirtlich angesehenen Gegenden. An Siedlungs- und Dorfnamen kann man in vielen Fällen solche Orte als die Rodungen und Gründungen von Freigelassenen erkennen. Nun sind aber eben in diesen

¹ v. Hölde^r, Über die in Deutschland vorkommenden, von Herrn v. Birchow den Friesen zugeprochenen niederen Schädelformen, Archiv für Anthropologie, Bd. XII, 1880, S. 350.

² v. Hölde^r, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, Jahresshefte d. Vereins für vaterl. Naturf., 32. Jahrg., 1877, S. 450.

³ v. Hölde^r, in der angegebenen Arbeit, Archiv für Anthropologie, Bd. XII, 1880, S. 343.

⁴ v. Hölde^r, in der angegebenen Arbeit von 1877, S. 437.

⁵ Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, Bd. I, 2, 1845, § 124, S. 446.

Gebieten die Menschen meistens dunkler in Haut-, Haar- und Augenfarben als die anderen Schweden, zugleich in ihrem seelischen Wesen scheuer, einfältiger, mißtrauischer und kirchlicher und nicht wie die sonstigen Schweden offen und freimütig. So tritt — nach Untersuchungen von N i h l é n — trotz mancher späteren Vermischung der Bevölkerungen immer noch ein Rassenunterschied zutage zwischen den Nachkommen früherer Freier und denen früherer Unfreier¹.

Eine andere Aufhebung des Gedankens der Abstammung und Volkseinstammtheit brachte der Erlösungsgedanke — dieser Gedanke selbst eine so kennzeichnende Vorstellung der vorderasiatischen Rassen Seele, daß C l a u ß die seelischen Züge des Menschen vorderasiatischer Rasse² zum Bilde des „Erlösungsmenschen“ zusammengefaßt hat. Die von der Kirche gelehrte Erlösung sollte aber — und das ist das Wesentliche gegenüber der überlieferten Rassenpflege des Germanentums — zugleich eine Befreiung und Reinigung von Artung, Stamm, Sprache und Volk bewirken, die hier als etwas Eingengendes und Befledendes erschienen. Die „Offenbarung Johannis“ (5, 9) lehrte, daß Gott die Menschen herauserlöst habe durch sein Blut aus jedem Stamm, jeder Sprache und jedem Volkstum (ex omni tribu et lingua et populo et natione).

Ein Jude des hellenistisch-römischen Zeitalters konnte unter Umständen sein Volkstum als etwas Widerwärtiges und Abzulegendes empfinden. Es gab damals viele, die das jüdische Volk verabscheuten; es gab auch manche Juden, die ihr Volk gegenüber Hellenen und Römern als minderwertig ansahen. Josephos z. B., der jüdische Geschichtsschreiber auf Seiten der Jerusalem belagernden Römer, empfand so als ein Weltbürger mit hellenistischer Bildung. Nun sollten aber G e r m a n e n ihren Stamm, ihre Sprache und Artung als etwas ansehen, aus dem man erlöst werden müsse. Durch priesterliche Unterweisung wirkte nun morgenländischer Geist auf das Abendland ein³.

In meiner Schrift „Frömmigkeit nordischer Artung“ (1934) habe ich zu zeigen versucht, warum der Erlösungsgedanke in allen seinen Auslegungen und Auswirkungen zunächst dem Germanentum gänzlich fremd erschienen sein muß: Erlösung nämlich von welchem Übel und zu welchem anderen Leben? Midgard, die Welt der sinnvollen Ordnung, die bewante Heimat Erde, war kein Übel, war vielmehr gerade etwas Göttliches, und Utgard, die Mächte des Widergöttlichen, galt es auf Seiten des Gottes zu bekämpfen. Ein besseres Leben als das streitbare Leben auf dieser Erde und in Gottesfreundschaft konnte es gar nicht geben. Eben als Frommer besaß der Germane die oben geschilderte Weltgeborgenheit und als Edelung und Nachkomme auserlesener adelsbäuerlicher Geschlechter die Gewißheit guter Artung. Nun sollte ihm Midgard ein Schauplatz der Erbsünde und der erlösungsbedürftigen Gebrechlichkeit werden, seine Artung selbst, dem widerwärtigen, zur Sünde hinabziehenden „Fleische“ verhaftet, etwas Befledendes, aus dem eine vom Leibe getrennte Seele einem Jenseits zustreben müsse. Alle menschliche Artung sei schon im Keime verdorben, „böse von Jugend auf“ (1. Mose 8, 2) und erzeugt aus „sündigem Samen“ (Psalm 51, 7). Nach dieser Lehre war es gar nicht mehr möglich, daß, wie es dem Indogermanen erschien, sich in Menschengeschlechtern etwas Göttliches darstellen könne; vielmehr war alles Menschliche in E r b s ü n d e empfangen, vor Gott unwürdig und darum auf eine Erlösung, die Erlösung durch ein Blutsopfer, angewiesen.

¹ Nihlén, När Tälarna släpptes lösa i Sverige, Nya Dagligt Allehanda, Söndagsbilaga 16. X. 1927, S. 2 ff.

² Über orientalische und vorderasiatische Rasse vgl. G ü n t h e r, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1931; C l a u ß, Rasse und Seele, 1932.

³ Gerade die oben angeführte „Offenbarung Johannis“ zeigt nach Fascher, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, Zweite Reihe, 9. Halbband, 1934, unter „testamentum“, Sp. 935, trotz gelegentlicher Abneigung gegen die altjüdischen Gemeinden (2, 9; 3, 9) eine „stark semitische Färbung“ und hat weit mehr morgenländische Prägung als das Evangelium Johannis.

Es sind aus den oben (S. 33) genannten Gründen keine Zeugnisse erhalten, wie solche Lehren auf das germanische Gemüt gewirkt haben. Wahrscheinlich hat dieses Gemüt ihnen einen ähnlichen Widerstand entgegengesetzt, wie ihn auch Goethe wieder empfand, der sich gegen die Lehre von der Erbsünde auflehnte und „in gewissen Erscheinungen“ eine „Erbtugend“ anerkannt wissen wollte¹. Auch von der Entrüstung Goethes wissen wir über die Kantische Vorstellung vom „Radikal-Bösen“ im Menschen. Goethe war sicherlich ein zu guter Kenner der Wirklichkeit, um etwa zu übersehen, daß wahrscheinlich die Mehrheit seiner Zeitgenossen Beispiele für etwas „Radikal-Böses“ darstellen konnte; aber er weigerte sich aus einem, wie man es nennen könnte, indogermanischen Empfinden, dieses „Radikal-Böse“ als etwas der Gattung Mensch und allen Menschenschlägen Notwendig-Wesentliches aufzufassen, und meinte, Kant habe diese Anschauung in seiner Lehre deshalb eingeführt, um auch Christen zu seiner Philosophie herbeizulocken — so im Briefe an Herder vom 7. Juni 1793.

So etwas mögen Germanen gegenüber den mittelalterlich-kirchlichen Lehren empfunden haben. Eine Vorstellung, wie sie Luther in seinem Taufbüchlein (1526) ausspricht, daß das Kind vor der Taufe „vom Teufel besessen und ein Kind der Sünden“² sei; ferner eine Vorstellung, wie sie noch das Augsburger Bekenntnis (Confessio Augustana) und die Konkordienformel (Formula Concordiae), verpnissende Grundlagen der Evangelischen Kirche, aussprechen, daß der Mensch „in Sünden empfangen und geboren“, „keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben könne“; daß überhaupt nichts Gesundes und Unverdorbenes an Leib und Seele des Menschen sei und er deshalb zum Guten nicht nur unwillig, sondern völlig unfähig, und daß er nach seiner „ganzen Natur, Person und Wesen“ durch die Erbsünde gänzlich verdorben sei³ — solche Vorstellungen können bei ihrem Gegensatz zu germanisch-indogermanischem Denken doch erst nach Jahrhunderten angemessener Auslegung in das Gemüt der Nachkommen bekehrter Germanen übergegangen sein. Einzelne Germanen haben wohl versucht, die kirchlichen Lehren in einem heimatlichen Sinne umzudeuten; einen solchen Versuch, der aber den meisten damaligen Germanen fremdartig genug erschienen sein mag, stellt die altfriesische Heliand-Dichtung des 9. Jahrhunderts dar⁴. Die nüchtern Denkenden unter den germanischen Adelsbauern — und nüchternes Denken war unter den Bauern überwiegend nordischer Rasse immer verbreitet — mögen bei aller Geltung, welche die römische Kirche als weit umfassende Macht bei ihnen besaß, zunächst die kirchlichen Lehren etwa so empfunden haben, wie Friedrich der Große nach seinem letzten Willen vom Jahre 1768⁵.

Die kirchliche Entwertung alles diesseitigen Lebens greift über auf alle Dinge der sinnvollen Ordnung. Das Geschlechtsleben wurde entheiligt, weil es nunmehr zum verachteten „Fleische“ gehörte. Das Weib, die Hausherrin als Hüterin des Rassenerbes, wurde zu einem Gegenstand, an dem sich fleischliche Begierden entzünden könnten. Damit löste sich die oben geschilderte „Ordnung der Zeugungen“ auf. Als besonders fromm sollten gar diejenigen gelten, „die sich um des Himmelreiches willen verschnitten haben“ (Matthäus 19, 12). Origenes hatte sich selbst entmannt, der große Kirchenlehrer. Die Ent-

¹ Goethes Werke, Cotta'sche Jubiläumsausgabe, Bd. 37, S. 288.

² Luthers Werke in Auswahl, herausgegeben von Clemen, Bd. III, 1913, S. 310.

³ F. E. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, 9. Aufl. 1920, S. 38, 78, 520, 521, 576, 585.

⁴ Der „Heliand“ wird gemeinhin als ein Zeugnis dafür angesehen, mit welcher Bereitwilligkeit Germanen den Vorstellungen des eingeführten Glaubens entgegengekommen seien. Wahrscheinlich muß man aber den „Heliand“ im Zusammenhang mit der durch viele Beispiele bezeugten Befehrungsanweisung sehen, die empfahl, auf einheimische Vorstellungen und Gebräuche weitgehend einzugehen, um später allmählich einheimischen Überlieferungen immer mehr fremden Gehalt zu geben. Der Heliand ist ein Beispiel „missionarischer Anpassung“.

⁵ Friedrich der Große, Briefe und Schriften, ausgewählt von R. Jester, Bd. II, 1927, S. 277.

würdigung des Leibes, der indogermanischen Ehrung des Leibes so entgegengesetzt, ging so weit, daß Athanasius (geboren um 297 zu Alexandria) den ägyptischen Antonius, einen Heiligen, rühmte, weil er seine Füße nicht mehr wasche, und die Heilige Agnes (im 4. Jahrhundert) mißachtete um der zum Jenseits strebenden Seele willen ihren Leib so, daß sie kein Bad mehr nahm. Bei den Indogermanen war immer die leiblich-seelische Gesundheit als ein hohes Gut geschätzt worden. Ganzheit, Gesundheit und Lebensfreude wünschte man sich beim Grube: „heil“ (zu englisch whole „ganz“), „vale“ oder „chaire“. Der Heilige Hieronymus (340—420) lehrte: „Man soll das Fleisch besiegen! Ein von Gesundheit strahlendes Angesicht ist das Kennzeichen einer besleckten Seele.“ Gesundheit sollte eine Gefahr für die Seele sein, Leibes Schönheit, ein Ausdruck ausgesetzener Artung, ein Teufelswerk zur Aufreizung des Fleisches zur Unzucht. —

Natürlich haben solche Lehren nie das ganze Germanentum ergriffen, dazu war dieses im adelsbäuerlichen Wesen und im Alltag des Bauernkriegers zu fest verwurzelt. Nur wenige sind gänzlich den kirchlichen Lehren verfallen, die immer mehr mönchisches Leben als das wahrhaft christliche Leben verkündeten. Aber diese Lehren haben doch die hochachtenden und letzten Endes hochzüchtenden Glaubensvorstellungen des Germanentums aufgelöst, so daß Einzelnes aus der germanischen Rassenpflege nur noch als eine gebildete „weltliche“ Überlieferung fortbestehen konnte, während diese Rassenpflege vor der Bekehrung gerade ein Ausdruck germanischer Frömmigkeit war. Jetzt galt vieles aus der Überlieferung als „heidnisch“ und verworfen und löste sich im Laufe der mittelalterlichen Jahrhunderte nach und nach auf oder wurde zu einer Ständesüberlieferung allein des Adels, die aber immer mehr von ihrem ursprünglichen Lebensgesetzlichen (biologischen) Sinne verlor.

Die Midgardvorstellung, zu der die Lebensgesetzlich und rassentümlich so bedeutungsvolle Ordnung der Zeugungen und alle die von Neckel¹ beschriebenen adelsbäuerlichen Werte gehörten, mußte sich durch die kirchlichen Lehren schnell zersetzen; die Weltgeborgenheit mußte sich auflösen. Diese Auflösung erstreckte sich bis auf den Wert der Heimat, der zum Kern des Midgardgedankens gehörte. In seinem Buche: *Asketische Heimatlosigkeit* (1930), hat v. Campenhausen den dem Heimatgedanken entgegengesetzten kirchlichen Wert der xeniteia, der Abkehrung von der Heimat und der heiligen Auswanderung in die Fremde geschildert, die peregrinatio, wie diese Heimatabkehr im Abendlande genannt wurde. Vor allem in dem irisch-angelsächsischen Christentum trat der Wert der Heimatlosigkeit als eines Mittels zum Heil der Seele hervor. Im übrigen Abendlande trat diese Lehre später mehr zurück; doch wurde peregrinatio als eine besonders heiligende Lebensführung noch im Hochmittelalter gepriesen und ausgeführt. Mit der kirchlichen Entwertung der Heimat war aber die Midgardvorstellung mitten ins Herz getroffen. Der Mönch Otfried von Weisenburg (im Elsaß) schrieb um 868 sein „*Evangelienbuch*“, worin er (I, 18) darlegt, daß unsere Heimat das Paradies sei, daß wir Menschen um unserer Sünden willen auf dieser Erde nur wie Ausgestoßene im fremden Lande lebten und nur durch Buße und Weltabkehr unsere eigentliche Heimat wieder gewinnen könnten.

Jetzt war — dem germanischen Glauben gerade entgegengesetzt — der Widerwillen gegen Heimat und Sippe geradezu zum Kennzeichen größter Frömmigkeit geworden. Die Bewahrung der Sippenbindung war für den Germanen die Sicherung alles Gedeihens schaffenden „Friedens“. Das Wort „Friede“ bedeutet eben ursprünglich das Gedeihen alles Wachstums der Sippenfiedlung durch die Ordnung der Sippen. Am unheimlichsten erschien dem Germanen Sippenentzweiung. Das hat Grönbach überzeugend dargelegt.² Darum mußte den immer noch sippentümlich denkenden Germanen auch bei

¹ „Altgermanische Kultur“, 1925, S. 32/33.

² Grönbach, *Midgard* of Menneskelivet, Kopenhagen 1912.

angemessenster Auslegung ein Wort Jesu, wie das bei Matthäus 10, 35 überlieferte, zunächst frevelhaft erscheinen: „Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen gegen seinen Vater und die Tochter gegen ihre Mutter und die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein“. — Für die Kirche war ein solches Wort die Bestätigung des geistlichen Wertes der Abkehr von der Welt. Mit einer solchen Abkehr von der Welt war aber auch der Abkehr vom Gedanken der Abstammung und Sippenpflege ausgesprochen.

Dem Gedanken der *A b s t a m m u n g* von adelsbäuerlichen Ahnen des eigenen Stammes trat als kirchliche Lehre ferner die Vorstellung von einer Anknüpfung wenigstens der Seelen an die Ahnen des jüdischen Volkes entgegen. Im paulinischen Briefe an die Galater (3, 27) wurde gelehrt: „Seid ihr aber Christi, so seid ihr Abrahams Same“. — Die Juden sollten ja nunmehr als das „auserwählte Volk“ gelten, von dem das Heil komme (Johannes 4, 22), als das v o n G o t t auserwählte Volk, denn alttestamentliche Bezeichnungen wie Elohim oder Jahu (Jehova), Bezeichnungen für den Sondergott der hebräischen Stämme, wurden von der Heiligen Schrift, der Vulgata, übersetzt dargeboten als dominus oder deus, als „Herr“ oder „Gott“, also nicht mehr mit der Kennzeichnung als Sondergott, sondern mit der eines alle Völker umfassenden und alle zu seinen Geboten verpflichtenden Eingottes und Allgottes. Eben in dieser stillschweigenden Gleichsetzung hebräischer Gottesbenennungen mit Benennungen für den Allgott selbst beruht ja die glaubensgeschichtlich verhängnisvolle „Große Täuschung“, auf die v. D e l i t s c h eindringlich hingewiesen hat¹.

Für die Rassenpflege der Germanen bewirkten die mittelalterlichen Kirchenlehren außer der Aufhebung der Rassenschranke zwischen Frei und Unfrei vor allem die *E n t w ü r d i g u n g* d e r E h e, die innerhalb der göttlichen Ordnung des Indogermanentums etwas besonders Verehrungswürdiges dargestellt hatte. Nach Paulus (1. Korinther 7, 2) war die Ehe dazu da, die Hurerei der Menschen vermeiden zu helfen; „heiliger“ aber als eheliches Leben war Ehelosigkeit und Abtötung der Sinne (1. Kor. 7, 1). Diese Herabwürdigung der Ehe läßt sich von den frühmittelalterlichen Kirchenvätern an durch das ganze Mittelalter verfolgen. Die Mönchs- und Nonnenstilleheit galt als höchste Sittlichkeit, und eine Lehre von der „unbefleckten Empfängnis“, wenn diese Lehre auch nicht so einfach auszulegen war, wie der Laie sie sich dachte, konnte doch für den Laien nichts anderes bedeuten, als daß umgekehrt jede Empfängnis einer Frau seines Volkes als befleckt anzusehen wäre. Eine Ausnahme in der Bewertung der Ehe macht Clemens von Alexandria (gestorben etwa 220), der zum ersten Male nach Ausbreitung des Christentums die Ehe wieder wie bei den Völkern indogermanischer Sprache als eine Pflicht gegenüber Volk und Staat auffaßt und der sogar als den Sinn der Ehe die Zeugung wohlgearteter Kinder ansieht, die euteknia. Aber hier und noch zum Teil in Tertullians Anschauungen über die Ehe wirkt sich mittelbar und abgeschwächt doch noch indogermanisches Denken aus, hellenischer und hellenistischer Geist der Stoa und der Schriften des im wesentlichen noch indogermanisch empfindenden Hellenen Plutarchos².

Mit der Entwürdigung der Ehe war folgerichtig verbunden die *E n t w ü r d i g u n g* d e r F r a u. Es ist früher oft behauptet worden, erst das Christentum habe die Germanen die Achtung vor der Frau gelehrt. Der Kirchengeschichtsforscher B o e h m e r hat noch im Jahre 1913 den Germanen Dinge angedichtet wie Unzucht verschiedener Art, Verachtung und Knechtung des weiblichen Geschlechts und andere Schändlichkeiten³ — alles

¹ v. D e l i t s c h, Die große Täuschung, Bd. I, 1924, Bd. II, 1922.

² Vgl. P r e i s t e r, Christentum und Ehe in den ersten drei Jahrhunderten, 1927, S. 201 bis 203, 248 ff.

³ B o e h m e r, S., Das germanische Christentum, Theologische Studien und Kritiken, Jahrgang 1913, Heft 2, S. 165 ff.

aber Züge menschlichen Verhaltens, wie sie nachweislich in Germanien immer nur von Süden und Osten eingeführt worden sind. Mit Recht hat ein Kenner der germanischen Welt wie Kedei in seiner Schrift „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen“, 1934, solche Meinungen als unhaltbar zurückgewiesen. In der Tat hat das mittelalterliche Christentum geradezu eine Welle der Berührung und des weiblichen Geschlechts erregt, während die Frau als Hausherrin (*déspoina*, *domina*, *matrona*) bei allen Indogermanen, solange jeweils die nordische Rassenseele in ihren Volkstümern bestimmend war, eine geachtete Stellung eingenommen hatte, in der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens eine viel geachtete Stellung, als die verschiedenen Rechtsaufzeichnungen der Völker indogermanischer Sprache vermuten lassen. Bei den Germanen fand sich dazu noch die Anschauung, daß den Frauen „etwas Heiliges und Vorahnendes“ eigen sei (Tacitus: *aliquid sanctum et providum*). „Sie verschmähen ihren Rat nicht und achten auf ihre Antworten“, so kennzeichnet Tacitus (*Germania*, 8) die Achtung der germanischen Männer vor den Frauen.

Dem steht in der kirchlichen Lehre das *mulier taceat in ecclesia* (1. Korinther 14, 34/35) gegenüber und die Pflicht der Frauen, im Gottesdienste ihr Haupt zu verhüllen, weil sonst durch sie Fleischeslust erregt werden könnte (1. Korinther 11, 5 und 6). Bei den Kirchenvätern erscheint das Weib, dem Paulus (1. Timotheus 2, 14) den Ursprung der Sünde zugeschrieben hatte, als ein *templum aedificatum super cloacum*, als „Mutter der Sünde“ und „Quelle der Sünde“, und das Konzil zu Macon, das im 7. Jahrhundert unter den merowingischen Frankenkönigen tagte, beriet darüber, ob das Weib überhaupt als ein Mensch anzusehen sei¹. Wieviel Abscheulichkeit der nach mittelalterlichen Kirchenlehren urteilende Hengenhammer dem weiblichen Geschlechte zuschreibt, ist in dieser Rechtsurkunde nachzulesen.

Die angeborene Verehrung der Frau durch Nachkommen der Germanen des Frühmittelalters konnte sich im Hochmittelalter wieder in der Verehrung der Jungfrau Maria auswirken und von solchen Äußerungen der Frauenverehrung her in den Minnesang einziehen, und in jenen *dolce stil nuovo*, für den Dantes Dichtung *Vita Nuova* das schönste Beispiel sein mag. Hier besingt der blonde Dante² die blonde Beatrice aus einem kennzeichnend nordischen Liebesempfinden. Die so wieder durchbrechende Ehrung der Frau konnte sich jetzt aber kaum noch so schlicht und groß aussprechen wie bei den Germanen, sondern erhielt einen mehr oder minder gezierten Zug oder erfuhr eine gewisse romantische Übersteigerung; vor allem aber: diese Frauenverehrung bewegte sich am Rande eines Abgrundes, des erregten Sündengefühls, der Angst vor der Fleischeslust, die für die kirchlichen Lehren das Wesentliche in den Beziehungen der Geschlechter ausmachte. Daher bei den Minnesängern, die in ihrer Jugend die Freude an „dieser Welt“ und die Liebe zwischen den Geschlechtern besungen hatten, so oft im Alter der angstvolle Umbruch zur Absage an die „Frau Welt“. In der kirchlichen Kunst wurde die „Frau Welt“ dargestellt als ein Weib, von vorn verlockend gestaltet, zur Sünde reizend, und hinten voll ellen Setiers. Als die Welt — für den Germanen Midgard, die bebauten Heimaterde, das Feld aller hegenden Tätigkeit des Menschen und alles völkischen Kampfes mit dem Gotte gegen Utgard, den Inbegriff alles Widergöttlichen — als die vom Germanen als Midgard begriffene Welt von der Kirche als diese „Frau Welt“ dargestellt wurde, so auch ein Luther in der Natur nur eine teuflische, den Menschen

¹ Gregorius von Tours, Zehn Bücher fränkischer Geschichte, VIII, 20; übersetzt von W. v. Giesebrecht, Bd. II, 1913, S. 279.

² Die eigene Blondheit erwähnt Dante in seiner 2. Ekloge an Giovanni di Virgilio, Vers 44; *Le opere di Dante*, herausgegeben von Barbi, Parodi und anderen, Florenz 1921, S. 457; Giovanni di Virgilio antwortet ihm mit einer Ekloge (*ecloga responsiva*), in der er (Vers 44) die frühere Blondheit des jetzt ergrauten Dante ebenfalls erwähnt (a. a. O. S. 459).

verführnde und äffende Macht sah, eine „Frau Hulde“, die „ihrem Gott widerbellen darf“¹, da war die Quelle desjenigen Lebensgefühls zugeschlüttet, aus dem die germanische Rassenpflege entsprungen war.

Die jüdisch-christliche Glaubenswelt hat so den Germanen aus dem Zusammenhang der Weltordnung zu lösen versucht und ihn als Besehrten auf ein Jenseits verwiesen, dem gegenüber angestammte „irdische“ Werte ihre Bedeutung verlören. Nach und nach wurde so das ganze Lebensgefühl des mittelalterlichen Abendlandes gerade in denjenigen gesenkt, die befähigt waren, geistige Werte in sich aufzunehmen und willens waren, nach diesen Werten zu leben. Die gröber gearteten Menschen lebten ohne tiefere Gewissenskämpfe in den verschiedenen Ausgleichen zwischen Kirchenlehre und ererbter Artung, die möglich waren und von der Kirche geduldet wurden. Eine Senkung des gesamten Lebensgefühls im Mittelmeer ist aber unüberkennbar und dauert an, bis im Humanismus der Wiederbelebungszeit (Renaissance) die Besten in den abendländischen Völkern durch die Zeugnisse hellenischen und römischen Geisteslebens wieder alt-indogermanisches Lebensgefühl ahnten und bis später, im Zeitalter Winckelmanns, Goethes, Schillers und Wilhelm von Humboldts, von neuem indogermanischer Geist sich an den großen Zeugnissen der Vergangenheit entzündete, und bis endlich mit der Romantik das einheimische Germanentum wieder entdeckt wurde. Bis zur Wiederbelebungszeit aber galt im Abendlande durch kirchliche Lehre nicht mehr der indogermanische und germanische Sinn für das Menschlich-Hochachtende, nicht mehr die Richtung auf das Edelgeartete, der Wille zur Steigerung des Lebens, zur Pflege aller Wachstumswerte, sondern es überwog in allen geistigen Äußerungen eine Neigung zum verkümmerten Leben, gerade weil verkümmertes Leben eine bessere Vorbereitung für das Jenseits war in dieser Welt der Heimsuchungen. Der Mensch sollte sich nach solchen Lehren gar nicht geborgen fühlen in „dieser“ Welt.

Daher auch der Preis der Armut, die dem tüchtigen bäuerlichen Germanen — in einer Zeit, in der noch genug freies Land zu roden und zu bebauen war — als Preis der Leistungsunfähigkeit erschienen sein muß. Armut war für ihn das angemessene Schicksal des Untüchtigen, nicht der Zustand, in dem ein Mensch dem Reiche Gottes näher war. Daher der Preis des Schwachen und Kranken, die Verdächtigung gefunden Aussehens als eines Anzeichens seelischer Befleckung (vgl. S. 37). Im Römerbriefe (12, 16) mahnt Paulus: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch hernieder zu den Niedrigen“ — das war die Verneinung der indogermanischen Werte wie Stolz, Machttrieb, Freude am Landbesitz, am Wettbewerb aller Kräfte des Gaus. Von diesen indogermanischen Werten wurde der mittelalterliche Fromme hinweggelenkt auf Werte der Demut, d. h. dem Wortstamme („dienen“) nach: des Knechtsinnes, der Heimatlosigkeit, Ehellosigkeit und Besitzlosigkeit.

Diese Umwandlung der Wertungen durch die kirchlichen Lehren des Mittelalters hat einer der besten Kenner des heidnischen Germanentums, Andreas Heusler, gekennzeichnet:

„Im Tiefsten unchristlich ist es, daß man sich offen und freudig bekennt zum Stolz und Machttrieb. Wer das Zeug dazu hat, soll der erste sein wollen in seiner Landschaft. Der Satz ‚wer sich selbst erniedrigt‘ findet kein Echo in diesen Herzen. Dem Willen zur Macht gehört die Zuneigung des Erzählers und des Hörers . . . Mit Mitgefühl folgt man dem Selbstbewußten, den das Schicksal beugt. Etwas Neues ist in den christlichen Geschichten der Blick der Verurteilung, der den Sturz des Mächtigen streift. Soweit in den Sagas Voreingenommenheit und Schadenfreude herrscht, richtet sie sich weniger gegen den

¹ Euthers sämtliche Werke, Erlanger Ausgabe, Bd. VII, 1827, S. 329.

Gewalthaber und Unterdrücker als gegen den Duckmäuser und Leisetreter, auch gegen den Emporkömmling¹."

Die Lehren der mittelalterlichen Kirche haben so die germanische Bezogenheit auf ein Menschenbild leiblich-seelischer Vollendung und hochachtender Lebensführung gelöst und statt dessen eher die Tugenden derjenigen gelehrt, die von den Germanen als *litilmenn*, als kleinbeseelte Menschen, bezeichnet worden waren (vgl. Ann. 1 S. 34). Damit fiel durch die neue Glaubenslehre das Auslesevorbild vom tüchtigen, edlen und schönen Menschen. Das mußte sich im Laufe der Jahrhunderte auswirken und hat sich mit anderen geschichtlichen Mächten zusammen dahin ausgewirkt, daß wir Deutsche rassistisch und erbgesundheitslich anders dastehen als die Germanen.

Mit der Bekehrung der Germanen zum Christentum schließt die *Rassengeschichte* des *Germanentums* als solchem. Es beginnt mit dem Zeitabschnitt zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert — als die Rassenschranke zwischen den Freien und den Unfreien, hier früher, dort später, am spätesten in Niedersachsen und in Skandinavien, dort gänzlich erst im 14. Jahrhundert, fiel — die Rassengeschichte der Einzelsvölker germanischer Sprache, in Deutschland die Rassengeschichte des deutschen Volkes. Das deutsche Volk des späteren Mittelalters und der Neuzeit stellt sich schon als ein Ausleseergebnis derjenigen Jahrhunderte dar, in denen die Rassezucht der Germanen, die auf indogermanische Wurzeln der Jungsteinzeit zurückgeführt, aufgelöst worden war.

Tuscania

Der Einbruch germanischer Kunst in Italien

Don Gisela von Laur

Es gibt sehr wenige Italienreisende, die Kenntnis haben von der alten und außerordentlich interessanten Denkmalstätte *Tuscania*. Der kleine verfallende und öde Ort liegt in der römischen Maremma, da, wo sie landschaftlich und klimatisch am trostlosesten ist. Dieser südlichste Zipfel Toscanas ist seit anderthalb Jahrtausenden durch Malaria entvölkert, ist ein unwegsames Bruchland, hie und da unterbrochen von kleinen isolierten Hügeln und Kalkfessengruppen. Nirgends im Landschaftsbild die sonst üblichen Schafherden; die spärliche Grasnarbe ist spätestens im Mai versengt und verdorrt. Die Rinnale dieser Gegend, die in groberhotteten Mergel- und Tuffsteinbetten schon während der winterlichen Regenzeit wenig Wasser führen, sind um diese Zeit vollends versiegt. Weithin heiße Steppe, getaucht in Sonnenglast und braunen Staub.

Die bewegte geschichtliche Vergangenheit Tuscanias muß kurz gestreift werden, um jene Denkmäler, von denen die Rede sein soll, dem Verständnis näherzuriücken. Es ist in der Geschichte der Kunst in hohem Maße fesselnd, wie die Begriffe sich ändern und eine Formgebung die andere ablöst; — unmittelbar wichtiger aber ist, wann und durch welche Einflüsse diese Übergänge sich vollziehen.

Das antike *Tuscania*, heute umgeben von den Resten mittelalterlicher Türme und Burgmauern, war einst eine starke Grenzfestung des freien Etruriens. Im Jahre 310 v. Chr. überschritt der Konsul Q. Fabius Maximus Rullianus von Süden her den Mons Ciminus, der als unübersteigbares Bollwerk Südeturiens gegolten hatte. Tuscania wurde nach fast 30jährigem trotzigem Widerstand erobert und dem antik-römischen Kulturkreis eingegliedert, blieb aber in der Folge noch jahrhundertlang Brennpunkt wechselnder Machtströmungen. Die tuskanischen Kunstdenkmäler jener Epoche weisen wenig ureigene

¹ Andreas Heussler, *Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit*, bei Rollau, Germanische Wiedererfegung, 1928, S. 200.